

Als Linowder - Ober 1817 in Kopenhagen eintraf, war
sein Reichthum noch nicht ganz dorthin abgeflutet. Er
war der erste große Welt der Welt und machte ihn über
Nacht berühmt.

Kopenhagen hat seine Auswanderer mit der Dis-
ziplin Heger in zwei Teile getheilt, die Partei des Ar-
thurs A und die Partei B, und es selbst in der
Kolle der Hegerischen Partei. So werden in Heger's
Aufzeichnungen, Aphonien, Aufzügen und Bräuten, was
genau die Anschauung der Welt enthält. Dabei
wurde damals in der europäischen Geistesgeschichte der
später so folgenschweren Begriffe der Partei philosophisch
analysiert. Da Kopenhagen ähnlich wie Stockholm und
Kopenhagen über eine große schwebende Bewegung ver-
fügte, entstand jedoch keine wirkliche philosophische Schule,
die sowohl ein Buch voll von philosophischen Werten und
schwebenden Partei.

Seine Aphonie Auswanderer kam am 2. März 1817 in Kopen-
hagen zur Welt. Sein 1870 begonnenes Studium der Theo-
logie, Aphonie und Philosophie schloß er 1841 mit der
Promotion ab. Nebenher jedoch erhielt die zum dama-
ligen Zeit skandalöse Entlohnung mit Könige Ober, eine
Lehrstunde gegen jede Art von Parteistellung. Inzwischen
1842 begann er zu schreiben und schon im Jahr später
erschien ein programmatisches Hauptwerk. Linowder -
Ober, und da im Fortschritt in seinen Abhandlungen seine
von Schiller im Oktober 1825 durch Heger und einen
Schlaganfall, an dessen Folgen er am 17. November im
Alter von nur 42 Jahren in Kopenhagen starb.

Als ›Entweder – Oder‹ 1843 in Kopenhagen erschien, war Sören Kierkegaard noch nicht ganz dreißig Jahre alt. Es war das erste große Werk des Autors und machte ihn über Nacht berühmt.

Kierkegaard hat seine Auseinandersetzung mit der Dialektik Hegels in zwei Teile gegliedert, die Papiere des Ästhetikers A und die des Ethikers B, und sich selbst in der Rolle des Herausgebers versteckt. So werden in Tagebuchaufzeichnungen, Aphorismen, Aufsätzen und Briefen zwei gegensätzliche Anschauungen der Welt entfaltet. Dabei wird erstmals in der europäischen Geistesgeschichte der später so folgenreiche Begriff der Existenz philosophisch analysiert. Da Kierkegaard ähnlich wie Schopenhauer und Nietzsche über eine große schriftstellerische Begabung verfügte, entstand jedoch keine trockene philosophische Studie, sondern ein Buch voll von melancholischem Witz und scharfzüngigem Esprit.

Sören Aabye Kierkegaard kam am 5. Mai 1813 in Kopenhagen zur Welt. Sein 1830 begonnenes Studium der Theologie, Ästhetik und Philosophie schloß er 1841 mit der Promotion ab. Nahezu zeitgleich erfolgte die zur damaligen Zeit skandalöse Entlobung mit Regine Olsen, eine Entscheidung gegen jede Art von bürgerlicher Integration. 1842 begann er zu schreiben und schon ein Jahr später erschien sein programmatisches Hauptwerk ›Entweder – Oder‹. Von da an folgten in kurzen Abständen seine weiteren Schriften. Im Oktober 1855 erlitt Kierkegaard einen Schlaganfall, an dessen Folgen er am 11. November im Alter von nur 42 Jahren in Kopenhagen starb.

Sören Kierkegaard

Entweder – Oder

Teil I und II

Unter Mitwirkung von Niels Thulstrup
und der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft
herausgegeben von
Hermann Diem und Walter Rest

Aus dem Dänischen von
Heinrich Fauteck

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sören Kierkegaard
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Philosophische Brosamen (13383)
Die Krankheit zum Tode (13384)
Einübung im Christentum (13385)
Tagebuch des Verführers (12463)

Zu Sören Kierkegaard sind erschienen:
Asa A. Schillinger-Kind (Hg.):
Es gehört wahrlich Mut dazu –
Gedanken über das Leben (13386)
Kierkegaard für Anfänger. Entweder – Oder
Eine Lese-Einführung von Asa A. Schillinger-Kind (30656)
Boris Groys: Kierkegaard (30688)
Joakim Garff: Kierkegaard (34238)

Vollständige Ausgabe
Oktober 2005
9. Auflage Januar 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1975, 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Porträtzeichnung (1838)
von Niels Christian Kierkegaard
(akg-images)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-13382-1
ISBN-10: 3-423-13382-1

Inhalt

Einführung von Hermann Diem	7
ERSTER TEIL enthaltend die Papiere von A	9
Vorwort (des Herausgebers Victor Eremita)	11
I. <i>Διαψαλματα</i>	27
II. Die unmittelbaren erotischen Stadien oder das Musikalisch-Erotische	57
Nichtssagende Einleitung	57
Erstes Stadium	91
Zweites Stadium	95
Drittes Stadium	102
1. Sinnliche Genialität, als Verführung be- stimmt	106
2. Andere Bearbeitung des Don Juan in bezug auf die musikalische Auffassung betrach- tet	125
3. Der innere musikalische Bau der Oper	140
Nichtssagendes Nachspiel	163
III. Der Reflex des antiken Tragischen in dem modernen Tragischen	165
IV. Schattenrisse. Psychologischer Zeitvertreib . .	197
Improvisierte Ansprache	197
1. Marie Beaumarchais	209
2. Donna Elvira	225
3. Gretchen	242
V. Der Unglücklichste. Eine begeisterte Anspra- che an die <i>Συμπαράνεκρωμενοι</i>	255
VI. Die erste Liebe. Lustspiel in einem Akt von Scribe	271

VII. Die Wechselwirtschaft. Versuch einer sozialen Klugheitslehre	329
VIII. Das Tagebuch des Verführers	351

ZWEITER TEIL enthaltend die Papiere von B, Briefe an A	523
---	-----

I. Die ästhetische Gültigkeit der Ehe	525
---	-----

II. Das Gleichgewicht zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Herausarbeitung der Persönlichkeit	704
---	-----

III. Ultimatum	915
--------------------------	-----

Das Erbauliche, das in dem Gedanken liegt, daß wir gegen Gott immer unrecht haben	923
--	-----

Kommentar von Niels Thulstrup	937
---	-----

Übersetzungsspiegel	1026
-------------------------------	------

ZUR EINFÜHRUNG

von Hermann Diem

Das vorliegende erste große Werk von Kierkegaard schließt mit den Worten: »Nur die Wahrheit, die *erbaut*, ist Wahrheit für *dich*.« Wir werden freilich das, was wir hier zu lesen bekommen, auf weite Strecken nicht gerade »erbaulich« finden im üblichen Sinn des Wortes. Und doch will Kierkegaard, der in jeder Art Wissenschaftlichkeit, die nicht zugleich »erbaulich« ist, nur eine »Art unmenschlicher Neugier« sehen konnte, auch dieses merkwürdige Buch bereits zur »Erbauung« geschrieben haben. Wie sollen wir das verstehen?

Wahrheit ist für Kierkegaard kein objektives Wissen. Damit will er nicht nur das Selbstverständliche sagen, daß es sie gar nicht gibt ohne den Menschen, der zu ihr ins Verhältnis tritt. Vielmehr wird für ihn dieses Verhältnis, mit welchem der Mensch sich auf die Wahrheit einläßt und mit ihr umgeht, zum Kennzeichen der Wahrheit selbst. Man kann die Wahrheit nicht *wissen*, sondern man kann nur in der Wahrheit *sein*. Und man ist in der Wahrheit oder aber in der Unwahrheit, je nachdem man gut oder schlecht mit der Wahrheit umgeht und diese damit entweder die Wahrheit *für mich* sein läßt oder aber sie als Wahrheit verdirbt.

Die Möglichkeiten solchen Umgangs mit der Wahrheit hat Kierkegaard in diesem Werk nicht wissenschaftstheoretisch abgehandelt, sondern sie an lebenden Individualitäten dargestellt, dem Ästhetiker A und dem Ethiker B. Mit diesen beiden läßt er den Leser allein, ohne sich selbst mit einem derselben oder mit einer von ihren vielerlei Möglichkeiten zu identifizieren oder sie dem Leser als Wahrheit anzudemonstrieren. Von A sagt der Herausgeber, seine Papiere enthielten »vielfältige Ansätze zu einer ästhetischen Lebensanschauung«, wobei er gleich hinzufügt, daß sich eine solche wohl kaum zusammenhängend vortragen lasse. Jedenfalls aber werden diese Ansätze mit leidenschaftlicher Konsequenz und ebensoviel dichterischer wie dialektischer Kraft durchzuhalten versucht. Die Papiere schließen mit dem »Tagebuch des Verführers«, das A nicht selbst verfaßt, sondern auch wieder nur herausgegeben haben will, da ihm die darin aufgewandte Raffiniertheit des ästhetischen Genusses offenbar selbst unheimlich geworden ist.

Der zweite Teil enthält Briefe des B, in denen er seinem Freund A gegenüber das Recht einer ethischen Weltanschauung vertritt. Er schließt mit einem »Ultimatum« – von dem das ganze Werk den Titel »Entweder-Oder« hat – und legt diesem die Predigt eines anderen Freundes bei über das Thema: »Das Erbauliche, das in dem Gedanken liegt, daß wir gegen Gott immer unrecht haben«.

Es geht bei diesem »Entweder-Oder«, wie Kierkegaard später sein Pseudonym Johannes Climacus sagen läßt, um den Gegensatz »nicht zwischen einem unreifen und einem reifen Denken, sondern zwischen Nichtexistieren und Existieren«. Als Dialektiker ist A dem B weit überlegen, aber er »hält die Existenz durch die allerfeinste Täuschung: durch das Denken, fern; er hat alles Mögliche gedacht und doch hat er gar nicht existiert«. »Der erste Teil ist eine Existenz-Möglichkeit, die keine Existenz gewinnen kann, eine Schwermut, die ethisch aufgearbeitet werden soll ... und im übrigen täuscht, indem sie sich hinter der Maske der Lust, der Verständigkeit, der Verdorbenheit versteckt; aber die Täuschung und das Versteck sind gleichzeitig ihre Stärke und ihre Ohnmacht: ihre Stärke in der Phantasie und ihre Ohnmacht im Gewinnen der Existenz. Er ist Phantasie-Existenz in ästhetischer Leidenschaft, daher paradox und an der Zeit scheiternd; er ist in seinem Maximum Verzweiflung; er ist also nicht Existenz, sondern Existenz-Möglichkeit in Richtung auf Existenz, und dieser so nahegebracht, daß man gleichsam fühlt, wie jeder Augenblick, wo es noch nicht zu einer Entscheidung gekommen ist, verlorengeht.« Der zweite Teil ist dagegen »ethisches Pathos, das mit stiller unvergänglicher und doch unendlicher Leidenschaft im Entschluß das bescheidene Werk des Ethischen umfaßt, dadurch erbaut, offenbar für Gott und Menschen. Es wird nicht doziert ... Noch nicht einmal eine Überzeugung wird dort mitgeteilt und vorgetragen, vielleicht, wie man sagt, mit Innerlichkeit ... Nein, es wird denkend existiert, und das Buch hat kein Verhältnis zu irgend jemand. Diese Durchsichtigkeit des Gedankens in Existenz ist eben die Innerlichkeit«.

Diese »Existenz-Innerlichkeit« ist »die Wahrheit, die erbaut, ist Wahrheit für dich«.

ENTWEDER-ODER
EIN LEBENSFRAGMENT
HERAUSGEGEBEN VON VICTOR EREMITA

ERSTER THEIL
ENTHALTEND DIE PAPIERE
VON A

KOPENHAGEN 1843

Ist denn die Vernunft allein getauft,
sind die Leidenschaften Heiden?

HERAUSGEBE VON VICTOR ERSMITA
Young

ERSTE AUFLAGE

INHALTSVERZEICHNIS

VON A

ES IST DIR vielleicht doch schon zuweilen eingefallen, lieber Leser, an der Richtigkeit des bekannten philosophischen Satzes, daß das Äußere das Innere, das Innere das Äußere sei, ein bißchen zu zweifeln. Du hast vielleicht selbst ein Geheimnis gehütet, von dem du fühltest, daß es, in seiner Freude oder in seinem Schmerz, dir zu lieb sei, als daß du andere darein hättest einweihen mögen. Dein Leben hat dich vielleicht mit Menschen in Berührung gebracht, von denen du ahntest, daß etwas Derartiges bei ihnen der Fall sei, ohne daß doch deine Macht oder deine Bestrickung imstande gewesen wäre, das Verborgene offenbar zu machen. Vielleicht trifft auch keiner dieser Fälle auf dich und dein Leben zu, und doch bist du mit jenem Zweifel nicht unbekannt; als eine flüchtige Gestalt ist er dann und wann an deinem Geiste vorübergeschwebt. So ein Zweifel kommt und geht, und niemand weiß, von wannen er kommt oder wohin er fährt. Ich für mein Teil bin in diesem Punkt der Philosophie von jeher etwas ketzerisch gesinnt gewesen und habe mich daher frühzeitig daran gewöhnt, so gut als möglich selbst Beobachtungen und Nachforschungen anzustellen; ich habe bei den Schriftstellern, deren Anschauung in dieser Hinsicht ich teilte, Anleitung gesucht, kurz, ich habe getan, was in meiner Macht stand, um dem Bedürfnis, das die philosophischen Schriften zurückließen, abzuhelfen. So ist mir denn nach und nach das Gehör der liebste Sinn geworden; denn gleichwie die Stimme die Offenbarung der dem Äußeren inkommensurablen Innerlichkeit ist, so ist das Ohr das Werkzeug, mit welchem diese Innerlichkeit erfaßt, das Gehör der Sinn, durch den sie angeeignet wird. Sooft ich also einen Widerspruch fand zwischen dem, was ich sah, und dem, was ich hörte, fand ich meinen Zweifel bestärkt, und meine Beobachtungslust wuchs. Ein Beichtvater ist von dem Beichtenden durch ein Gitter getrennt, er sieht nicht, er hört nur. Und derweilen er hört, bildet er nach und nach ein Äußeres, das dem entspricht; er gerät also nicht in Widerspruch. An-

ders dagegen, wenn man zugleich sieht und hört und doch ein Gitter zwischen sich und dem Sprechenden erblickt. Meine Bemühungen, in dieser Richtung Beobachtungen anzustellen, sind, was das Ergebnis anlangt, sehr unterschiedlich gewesen. Bald hatte ich Glück, bald keines, und Glück gehört immerhin dazu, um auf diesen Wegen einen Gewinn davonzutragen. Indessen habe ich doch nie die Lust verloren, meine Nachforschungen fortzusetzen. Bin ich gleich gelegentlich einmal nahe daran gewesen, meine Ausdauer zu bereuen, so hat doch gelegentlich einmal ein unverhoffter Glücksfall meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Solch ein unverhoffter Glücksfall war es, der mich auf höchst sonderbare Weise in den Besitz der Papiere setzte, die ich hiermit die Ehre habe, dem Lesepublikum vorzulegen. In diesen Papieren erhielt ich Gelegenheit, einen Einblick in das Leben zweier Menschen zu tun, der meinen Zweifel daran, daß das Äußere das Innere sei, noch bestärkte. Das gilt insonderheit von dem einen der beiden. Sein Äußeres hat mit seinem Inneren in vollkommenem Widerspruch gestanden. Auch von dem andern gilt es bis zu einem gewissen Grade, insofern er unter einem ziemlich unbedeutenden Äußeren ein recht bedeutendes Inneres verborgen hat.

Jedoch, es wird wohl das beste sein, wenn ich der Ordnung halber zunächst erzähle, wie ich in den Besitz dieser Papiere gekommen bin. Es ist jetzt etwa sieben Jahre her, daß ich bei einem Trödler hier in der Stadt einen Sekretär bemerkte, der gleich das erste Mal, daß ich ihn sah, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war nicht von moderner Arbeit, schon ziemlich abgenutzt, und doch fesselte er mich. Den Grund für diesen Eindruck zu erklären, ist mir eine Unmöglichkeit, doch haben die meisten in ihrem Leben wohl ähnliches erfahren. Mein täglicher Weg führte mich bei dem Trödler und seinem Sekretär vorüber, und ich unterließ es nicht einen einzigen Tag, im Vorbeigehen mein Auge auf ihn zu heften. Nach und nach bekam jener Sekretär eine Geschichte in mir; es wurde mir eine Notwendigkeit, ihn zu sehen, und

ich trug zu dem Ende kein Bedenken, wenn es ausnahmsweise einmal nötig war, seinethalben einen Umweg zu machen. Je öfter ich ihn betrachtete, um so mehr erwachte auch die Lust, ihn zu besitzen. Ich fühlte sehr wohl, daß es eine sonderbare Lust sei, da ich für dieses Möbel keinerlei Verwendung hatte; daß es eine Verschwendung von mir wäre, es anzuschaffen. Doch die Lust ist bekanntlich sehr sophistisch. Ich ging zu dem Trödler hinein, fragte nach anderen Dingen und machte dann, schon im Weggehen, leichthin ein sehr niedriges Gebot auf den Sekretär. Ich dachte, womöglich werde der Trödler doch einschlagen. Damit hätte denn ein Zufall mir das Stück in die Hände gespielt. Es war fürwahr nicht um des Geldes willen, daß ich es so anstellte, sondern um meines Gewissens willen. Es mißlang, der Trödler war ungemein bestimmt. Wieder ging ich eine Zeitlang täglich vorüber und blickte den Sekretär mit verliebten Augen an. Du mußt dich entschließen, dachte ich, gesetzt, er wird verkauft, dann ist es zu spät; selbst wenn es dir gelänge, seiner wieder habhaft zu werden, du bekommst doch nie wieder denselben Eindruck von ihm. Mein Herz klopfte, als ich bei dem Trödler eintrat. Der Sekretär wurde gekauft und bezahlt. Das soll das letzte Mal gewesen sein, dachte ich, daß du so verschwenderisch bist; ja, es ist geradezu ein Glück, daß du ihn gekauft hast, denn sooft du ihn ansiehst, wirst du daran denken, wie verschwenderisch du warst; mit dem Sekretär soll ein neuer Abschnitt in deinem Leben beginnen. Ach, die Lust ist sehr beredt, und die guten Vorsätze sind allemal zur Hand.

Der Sekretär wurde also auf mein Zimmer gestellt, und wie ich in der ersten Zeit der Verliebtheit meine Freude daran hatte, ihn von der Straße her zu betrachten, so schritt ich jetzt daheim an ihm vorüber. Nach und nach lernte ich seinen ganzen reichen Inhalt kennen, seine vielen Schubladen und Fächer, und ich war des Sekretärs in jeder Weise froh. Doch so sollte es nicht bleiben. Im Sommer 1836 erlaubten meine Geschäfte mir, einen kleinen Ausflug von etwa acht

Tagen aufs Land zu unternehmen. Der Postillion war auf 5 Uhr bestellt. Was ich an Zeug mitzunehmen hatte, war schon am Abend eingepackt; alles war in Ordnung. Bereits um 4 Uhr wurde ich wach, aber das Bild der schönen Gegenden, die ich besuchen würde, wirkte so berauschend auf mich, daß ich noch einmal in Schlaf oder in Träume fiel. Mein Diener wollte mir vermutlich so viel Schlaf gönnen, wie nur irgend möglich, denn erst um 6½ Uhr weckt er mich. Der Postillion bläst bereits, und wiewohl ich sonst nicht geneigt bin, den Befehlen anderer Leute zu gehorchen, so habe ich mit einem Postillion und seinen poetischen Motiven doch stets eine Ausnahme gemacht. Rasch war ich angezogen; schon stand ich in der Tür, da fällt mir ein: hast du auch genug Geld in deiner Brieftasche? Da fand sich nicht viel. Ich schließe den Sekretär auf, um meine Geldschublade herauszuziehen und mitzunehmen, was das Haus vermag. Doch siehe da, die Schublade rührt sich nicht. Jedes Mittel ist vergebens. Es war so fatal wie nur möglich. Ausgerechnet in diesem Augenblick, da mein Ohr noch von den lockenden Tönen des Postillions widerhallte, auf solche Schwierigkeiten zu stoßen! Das Blut stieg mir zu Kopfe, ich wurde wütend. Wie Xerxes das Meer peitschen ließ, so beschloß ich, fürchterliche Rache zu nehmen. Ein Handbeil wurde geholt. Damit versetzte ich dem Sekretär einen grauererregenden Streich. Ob ich nun in meinem Zorn daneben schlug, oder ob die Schublade ebenso starrsinnig war wie ich, die Wirkung war nicht die beabsichtigte. Die Schublade war zu und die Schublade blieb zu. Dagegen geschah etwas anderes. Ob mein Schlag gerade diesen Punkt getroffen hat, oder ob die totale Erschütterung in der gesamten Organisation des Sekretärs der Anlaß gewesen ist, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß eine geheime Tür aufsprang, die ich nie zuvor bemerkt hatte. Diese verschloß ein Fach, das ich natürlich auch noch nicht entdeckt hatte. Hier fand ich zu meiner großen Überraschung eine Menge von Papieren, jene Papiere, die den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmachen. Mein

Entschluß blieb unverändert. Auf der ersten Station wollte ich eine Anleihe aufnehmen. In größter Eile wurde ein Mahagonikasten, in dem sonst ein paar Pistolen zu liegen pflegten, geleert; die Papiere in ihm deponiert; die Freude hatte gesiegt und eine unerwartete Steigerung erfahren; in meinem Herzen bat ich den Sekretär wegen der unsanften Behandlung um Verzeihung, während mein Geist seinen Zweifel bestärkt fand, daß das Äußere doch nicht das Innere sei, und meinen Erfahrungssatz bestätigt, daß Glück dazu gehört, solche Entdeckungen zu machen.

Mitten am Vormittag kam ich in Hilleröd an, brachte meine Finanzen in Ordnung, ließ die herrliche Gegend einen allgemeinen Eindruck auf mich machen. Gleich am nächsten Morgen begann ich mit meinen Exkursionen, die nunmehr einen ganz anderen Charakter annahmen, als ich ihnen ursprünglich zgedacht hatte. Mein Diener folgte mir mit dem Mahagonikasten. Ich suchte nun ein romantisches Plätzchen im Walde auf, wo ich möglichst gut vor einer Überraschung gesichert war, und holte darauf die Dokumente hervor. Mein Wirt, der auf diese häufigen Wanderungen in Gesellschaft des Mahagonikastens ein wenig aufmerksam wurde, äußerte von sich aus, daß ich mich wohl im Pistolenschießen übe. Für diese Äußerung war ich ihm sehr verbunden und ließ ihn bei seinem Glauben.

Ein flüchtiger Blick auf die gefundenen Papiere ließ unschwer erkennen, daß sie zwei Formationen bildeten, deren Verschiedenheit auch im Äußeren ausgeprägt war. Die eine von ihnen war auf eine Art von Post-Velin geschrieben, in Quart, mit ziemlich breitem Rand. Die Handschrift war leserlich, zuweilen sogar ein wenig zierlich, nur an vereinzelt Stellen hingeschludert. Die andere war auf ganzen Bogen Kanzleipapier geschrieben, mit gespaltenen Kolumnen, so wie man gerichtliche Urkunden und sonst dergleichen zu schreiben pflegt. Die Handschrift war deutlich, etwas langgezogen, einförmig und schlicht, sie schien einem Beamten zuzugehören. Auch der Inhalt erwies sich sogleich als

verschieden, der eine Teil enthielt eine Menge größerer oder kleinerer ästhetischer Abhandlungen, der andere bestand aus zwei großen Untersuchungen und einer kleineren, alle ethischen Inhalts, wie es schien, und in Briefform. Bei näherem Zusehen ergab sich eine vollkommene Bestätigung dieser Verschiedenheit. Die letztere Formation sind nämlich Briefe, die an den Verfasser der ersteren geschrieben sind.

Doch es wird notwendig sein, einen kürzeren Ausdruck zu finden, der die beiden Verfasser bezeichnen kann. Ich habe zu dem Ende die Papiere sehr sorgfältig durchgesehen, aber nichts oder so gut wie nichts gefunden. Was den ersten Verfasser angeht, den Ästhetiker, so findet sich keinerlei Aufklärung über ihn. Was den zweiten, den Briefschreiber, betrifft, so erfährt man, daß er Wilhelm geheißen hat, daß er Gerichtsrat gewesen ist, ohne daß freilich bestimmt wird, bei welchem Gericht. Würde ich genau an das Historische anknüpfen und ihn Wilhelm nennen, so fehlt es mir an einer entsprechenden Benennung für den ersten Verfasser; ich müßte ihm dann schon einen willkürlichen Namen geben. Deswegen habe ich es vorgezogen, den ersten Verfasser *A* zu nennen, den zweiten *B*.

Außer den größeren Abhandlungen fand sich unter diesen Papieren eine Menge von Zetteln, die mit Aphorismen, lyrischen Ergüssen und Reflexionen beschrieben waren. Schon die Handschrift zeigte, daß sie *A* gehörten, der Inhalt bestätigte es.

Die Papiere suchte ich nun auf die beste Weise zu ordnen. Mit den Papieren von *B* war es ziemlich leicht getan. Der eine Brief setzt den anderen voraus. Man findet in dem zweiten Brief ein Zitat aus dem ersten, der dritte Brief setzt zwei vorhergehende voraus.

Die Papiere von *A* zu ordnen, war nicht so leicht. Ich habe daher den Zufall die Ordnung bestimmen lassen, das heißt, ich habe sie in der Ordnung belassen, in der ich sie vorfand, natürlich ohne entscheiden zu können, ob diese Ordnung chronologischen Wert oder ideelle Bedeutung hat. Die Zettel

lagen lose in dem Fach, ihnen war ich daher gezwungen einen Platz anzuweisen. Ich habe sie an den Anfang gestellt, weil sie, wie mir schien, sich am besten als vorläufige Andeutungen dessen betrachten ließen, was die größeren Aufsätze mehr im Zusammenhang entwickeln. Ich habe sie *Διαψαλματα* genannt und als eine Art Motto *ad se ipsum* hinzugefügt. Dieser Titel und dieses Motto sind gewissermaßen von mir, und doch nicht von mir. Sie sind von mir, insofern sie auf die ganze Sammlung bezogen worden sind; andererseits jedoch gehören sie *A* selbst, denn auf einem Zettel stand das Wort *Διαψαλμα* geschrieben, auf zwei weiteren die Worte: *ad se ipsum*. Auch einen kleinen französischen Vers, der sich über einem dieser Aphorismen fand, habe ich auf der Innenseite des Titelblattes abdrucken lassen, ähnlich wie *A* es selbst des öfteren getan hat. Da nun die Mehrzahl dieser Aphorismen einen lyrischen Zuschnitt hat, so habe ich gemeint, es sei recht passend, das Wort *Διαψαλμα* als Haupttitel zu verwenden. Sollte dem Leser dies nicht als eine glückliche Wahl erscheinen, so schulde ich der Wahrheit das Eingeständnis, daß es mein Einfall ist und daß das Wort von *A* selbst zweifellos mit Geschmack für den Aphorismus, über dem es sich fand, gebraucht wurde. In der Anordnung der einzelnen Aphorismen habe ich den Zufall walten lassen. Daß die Äußerungen sich im einzelnen oft widersprechen, fand ich durchaus in der Ordnung, denn das gehört eben der Stimmung wesentlich zu; sie so zusammenzustellen, daß die Widersprüche weniger auffallen, fand ich nicht der Mühe wert. Ich folgte dem Zufall, und auch das ist ein Zufall, der meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, daß der erste und der letzte Aphorismus in gewissem Sinne einander entsprechen, indem der eine gleichsam das Schmerzliche durchfühlt, das darin liegt, ein Dichter zu sein, der andere die Befriedigung auskostet, die darin liegt, die Lacher immer auf seiner Seite zu haben.

Bezüglich der ästhetischen Abhandlungen von *A* habe ich nichts, was sie betrifft, hervorzuheben. Sie erwiesen sich alle

als druckreif, und insofern sie Schwierigkeiten enthalten, muß ich sie für sich selbst sprechen lassen. Was mich angeht, so muß ich bemerken, daß ich den griechischen Zitaten, die sich hie und da finden, eine Übersetzung beigefügt habe, die einer der besseren deutschen Übersetzungen entnommen ist.

Das letzte von *As* Papieren ist eine Erzählung mit dem Titel: »Das Tagebuch des Verführers«. Hier begegnen neue Schwierigkeiten, indem nämlich *A* sich nicht als Verfasser, sondern lediglich als Herausgeber erklärt. Das ist ein alter Novellistenkniff, gegen den ich weiter nichts einzuwenden hätte, wenn er nicht dazu beitrüge, meine Stellung so verwickelt zu machen, indem der eine Verfasser schließlich in dem andern drinsteckt wie die Schachteln in einem chinesischen Schachtelspiel. Näher darzulegen, was mich in meiner Meinung bestärkt, ist hier nicht der Ort; nur will ich noch bemerken, daß die Stimmung, die in *As* Vorrede herrscht, in gewisser Weise den Dichter verrät. Es ist wirklich, als hätte *A* selbst vor seiner Dichtung Angst bekommen, die wie ein unruhiger Traum fortfuhr, ihn zu ängstigen, auch während des Erzählens. War es eine wirkliche Begebenheit, bei der er Mitwisser geworden war, so erscheint es mir sonderbar, daß die Vorrede nichts erkennen läßt von *As* Freude darüber, die Idee realisiert zu sehen, die ihm des öfteren vorgeschwebt hat. Die Idee zum Verführer findet sich sowohl in dem Aufsatz über das Unmittelbar-Erotische, als auch in den Schattenrissen angedeutet, daß nämlich die Analogie zu Don Juan ein reflektierter Verführer sein müsse, der innerhalb der Kategorie des Interessanten liegt, wo es also nicht darum geht, wieviele er verführt, sondern um das Wie. Von einer solchen Freude finde ich in der Vorrede keine Spur, wohl aber, wie bemerkt, ein Beben, einen gewissen Horreur, der wohl in seinem dichterischen Verhältnis zu dieser Idee begründet ist. Und es wundert mich nicht, daß es *A* so ergangen ist; denn auch mir, der ich doch mit dieser Erzählung gar nichts zu tun habe, ja von dem ursprünglichen Verfasser selbst um zwei Reihen entfernt bin, auch mir ist

zuweilen ganz seltsam zumute geworden, wenn ich in der Stille der Nacht mich mit diesen Papieren beschäftigt habe. Es war mir, als schritte der Verführer wie ein Schatten über meinen Fußboden hin, als wüfste er ein Auge auf die Papiere, als heftete er seinen dämonischen Blick auf mich und sagte: »So, Ihr wollt meine Papiere herausgeben! Das ist eigentlich unverantwortlich von Euch; Ihr jagt ja den lieben kleinen Mädchen Angst ein. Doch, versteht sich, dafür macht Ihr mich und meinesgleichen unschädlich. Da irrt Ihr Euch; denn ich ändere bloß die Methode, so wird meine Lage noch vorteilhafter. Welch ein Zustrom von kleinen Mädchen, die einem geradewegs in die Arme laufen, wenn sie den verführerischen Namen hören: ein Verführer! Gebt mir ein halbes Jahr, und ich bringe eine Geschichte zustande, die interessanter sein soll als alles, was ich bisher erlebt habe. Ich stelle mir ein junges, kraftvolles, geniales Mädchen vor, das auf die ungewöhnliche Idee kommt, das Geschlecht an mir rächen zu wollen. Sie meint, sie müsse mich zwingen können, mich die Schmerzen unglücklicher Liebe schmecken zu lassen. Seht, das ist ein Mädchen für mich. Wenn sie es selbst nicht tief genug erfaßt, so werde ich ihr zu Hilfe kommen. Ich werde mich winden wie der Aal der Schildbürger. Und wenn ich sie dann so weit gebracht habe, wie ich will, so ist sie mein.«

Doch ich habe meine Stellung als Herausgeber vielleicht schon dazu mißbraucht, die Leser mit meinen Betrachtungen zu belasten. Der Anlaß muß zu meiner Entschuldigung sprechen; denn allein das Mißliche meiner Stellung, verursacht dadurch, daß A sich nur als Herausgeber, nicht als Verfasser dieser Erzählung bezeichnet, war ja der Anlaß dazu, daß ich mich habe hinreißen lassen.

Was ich sonst noch zu dieser Erzählung zu bemerken habe, das kann ich nur in meiner Eigenschaft als Herausgeber tun. Ich glaube nämlich, in dieser Erzählung eine Zeitbestimmung zu finden. Im Tagebuch findet sich zwar hin und wieder ein Datum, was jedoch fehlt, ist die Jahreszahl. Inso-

fern scheine ich nicht weiter kommen zu sollen; indessen glaube ich bei der genaueren Betrachtung der einzelnen Daten einen Wink gefunden zu haben. Es ist zwar richtig, daß jedes Jahr einen 7. April, einen 3. Juli, einen 2. August usw. hat; doch folgt daraus keineswegs, daß der 7. April in jedem Jahr ein Montag ist. Ich habe also nachgerechnet und herausgefunden, daß diese Bestimmung auf das Jahr 1834 zutrifft. Ob *A* daran gedacht hat, vermag ich nicht zu entscheiden, ich möchte es beinahe nicht glauben; denn dann würde er wohl nicht solche Vorsicht gebraucht haben, wie er es sonst tut. Im Tagebuch steht auch nicht: Montag, den 7. April usw., es steht dort nur: den 7. April, ja der Absatz selbst beginnt folgendermaßen: »Also am Montag«, wodurch die Aufmerksamkeit gerade abgelenkt wird; indem man aber den Absatz, der unter diesem Datum steht, durchliest, sieht man, daß es ein Montag gewesen sein muß. Was diese Erzählung betrifft, so habe ich also eine Zeitbestimmung; dagegen ist jeder Versuch, den ich bisher gemacht habe, mit ihrer Hilfe die Zeit für die übrigen Abhandlungen zu bestimmen, mißlungen. Ich hätte ihr zwar durchaus die dritte Stelle anweisen können; doch habe ich, wie oben gesagt, es vorgezogen, den Zufall walten zu lassen und alles in der Ordnung zu belassen, in der ich es vorfand.

Was die Papiere von *B* betrifft, so ordnen diese sich leicht und natürlich. Mit ihnen habe ich jedoch eine Veränderung vorgenommen, insofern als ich mir erlaubt habe, sie zu betiteln, da die Briefform den Verfasser gehindert hat, diesen Untersuchungen einen Titel zu geben. Sollte der Leser daher, nachdem er sich mit dem Inhalt bekannt gemacht hat, finden, daß die Titel nicht glücklich gewählt seien, so werde ich stets bereit sein, mich in den Schmerz zu schicken, der darin liegt, etwas Verkehrtes getan zu haben, wo man wünschte, etwas Gutes zu tun.

Gelegentlich fand sich auf dem Rand eine Bemerkung, diese habe ich zu einer Anmerkung gemacht, um nicht etwa störend in den Text eingreifen zu müssen.